



Viel Segen aus Gefangenenlager

Zum Tod des ehemaligen „Nortonen“ Rudolf Meiser

Im September 2015 ist mit dem ehemaligen Oberkirchenrat des Kirchenkreises Ansbach, Rudolf Meiser, einer der letzten noch lebenden „Nortonen“ im Alter von 95 Jahren verstorben. Damit dieses Gefangenenlager in Mittelengland nicht vergessen wird, einige Anmerkungen. Im Lager 174 mit dem Namen „Norton Camp“ im Sherwood Forrest konnten junge deutsche Kriegsgefangene nach Auswertung eines Fragebogens Theologie und Pädagogik studieren und des weiteren Abiturkurse, Ergänzungsprüfungen sowie Jugendleiterkurse „hinter Stacheldraht“ (behind the barbed wire) absolvieren. Der schwedische Pastor Birger Forell hatte dieses ehemalige Offizierslager als Lageruniversität im Sommer 1945 mit Hilfe des Weltbundes des YMCA ins Leben gerufen. Ihr Geschäftsführer, zuständig für das gesamte Camp, war der Amerikaner John Barwick. Lagerkommandant vom englischen „War Office“ war Major Jack Boughton, ein gläubiger Katholik, der den Gefangenen zu den hohen christlichen Festen seine Segenswünsche übermitteln ließ! Fide non armis (mit Glauben, nicht mit Waffen!) stand über dem Lagertor von Camp 174 in Norton, das damit zu einem Ort wurde, an dem sich Sieger und Besiegte im Glauben annahmen und halfen.

Im Rahmen meiner kirchengeschichtlichen Arbeit „Studium und Alltag hinter Stacheldraht“ gab mir Rudolf Meiser (geb. 12. Juli 1920), der Sohn des ersten Landesbischofs Hans Meiser, wertvolle Hinweise in Form von Briefen, aus denen ich im Weiteren größtenteils wörtlich zitiere.

„In Norton-Camp selbst war ich vom 16. August 1945 bis 5. März 1948 und studierte dort vier Semester evangelische Theologie. Ich hätte der Zeit nach sechs machen können, aber ich wollte nach der Entlassung aus der Gefangenschaft auch noch in Deutschland studieren und benützte die Studienpausen, um als ‚Schreibhilfe‘ [Sekretär] der Studienleiter Dr. Friedrich und Dr. Dammann zu arbeiten. Für die meisten der ‚Nortonen‘ war der Aufenthalt dort unvergesslich und sehr prägend. Übrigens gehören auch die Oberkirchenräte Theodor Heckel (Regensburg) und Dr. Siegfried Wolf (München) zu den Nortonen.“ (Brief vom 22. Juli 1987)

In einem Brief Rudolf Meisers vom 6. Dezember 1945 erfahren wir Einzelheiten über das Lager: „Noch etwas zu dem Äußeren. Es ist ein Lager in einem großen Schlosspark mit Teich, Schwänen, Fasanen und zahmen Hirschen, was mir aber noch wichtiger ist. Wir brauchen im Herbst nur den Mund aufzumachen, denn über unseren Hütten werfen die Kronen der wunderbaren Esskastanien tausendfach ihre Früchte ab ... Es fehlt uns auch sonst nichts. Von der ganzen Welt kommen Liebessendungen des YMCA und durch viele Zeitungen ist die Außenwelt uns trotz des Klosterlebens nicht ganz fern gerückt ...“ Meiser fährt fort: „Ich habe selbst schmuzzeln müssen über diese Schilderung unseres Lagers des Duke of Portland.“

Theologiestudent Meiser konnte aber nicht nur die einzige Schreibmaschine – ein Geschenk des YMCA im September 1946 – in der Administration der Theo-

Inhalt

■ Artikel

- Dr. Klaus Loscher,**
Viel Segen aus Gefangenenlager 17
- Frieder Jehnes,**
Niemand flieht ohne Grund 20
- Dr. Markus Ambrosy,**
Die deutsche Gesellschaft 2.0? 22
- Erich Puchta,**
Alkestis 23
- Evangelische Frauen in Bayern,**
Chancengerechtigkeit 24
- Manuela Noack,**
Liebe Leserin, lieber Leser 30

■ Aussprache

- Dr. Wolfgang Stegemann,**
KR Christoph Saumweber,
Dr. Alexander Deeg,
Dr. Martin Hailer
Frieder Jens,
ASTA-AHS
Was ist los mit dem
theologischen Examen? 25

■ Leserbrief

- Ulrike Klein,**
10 Minuten Predigt? 30

■ Hinweise

- Einladung Frühjahrstagung 21
Pfarrfrauenarbeit 24

■ Ankündigungen

31

logenschule bestens bedienen, sondern machte sich auch in praktischer Seelsorge nützlich. Darüber berichtet der Lagerpfarrer Fritz Gebhardt aus Camp Eden in seinem Schreiben vom 30. Januar 1948: „Durch den Dienst der beiden Herren stud. theol. R. Meiser und H. Ost, die zur Unterstützung des Lagerpfarrers für die Zeit vom 16. Dezember 1947 bis zum 1. Januar 1948 aus dem YMCA-Studienlager Nr. 174 (Theologische Schule) in das hiesige Lager gesandt wurden, war es möglich, die Weihnachtsbotschaft im Hauptlager und den sechs Hostel (sic) den Lagerinsassen bei Weihnachtsfeiern und Gottesdiensten zu verkünden. Die Lagergemeinde dankt beiden Brüdern für den Verkündigungsdienst, der mit viel Freude, nach gründlicher Vorbereitung und unter schwierigen Bedingungen hier getan wurde. Wir wünschen beiden Brüdern für ihr weiteres Studium Gottes Segen.“

In seinem Brief vom 15. Mai 1946 berichtete Meiser von einem Besuch des Ratsmitgliedes der neugegründeten EKD und Landesbischofs der Evang.-Luth. Landeskirche Hannovers, Dr. Hanns Lilje: „Gestern war ein ganz großer Tag im Lager, als Doktor Lilje bei uns war. Mit Acta 27, 25 (Darum, liebe Männer, seid unverzagt; denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist.) rief er uns Mut zu und sprach gleichzeitig von dem ersten Dienst, der in Deutschland auf uns wartet. Ich sprach ihn noch persönlich.“

Vergangenheitsbewältigung

Eine meiner Anfragen vom 31. Juli 1989 an OKR i. R. Hans Meiser lautete: „Wurde neben dem Theologiestudium auch immer wieder aufrichtig über die Vergangenheit diskutiert oder war damals die Zeit für eine Aufarbeitung des Geschehenen noch nicht reif?“ In seinem Schreiben vom 12. September 1989 antwortete er: „Die Katastrophe von 1945 hat, vor allem auch unter den ehemaligen Offizieren, zu denen ich nicht gehörte, aber wir lagen als Theologiestudierende zusammen in Norton, zu ausgreifenden Diskussionen über den NS-Staat, seine Ziele und seine Praktiken, darüber hinaus aber auch ganz allgemein über die einem Volke zuträglichste Staatsform geführt. Einig war man sich in der Ablehnung einer Diktatur, aber auch in dem Wunsch nach

einer echten Demokratie; einzelne hielten eine konstitutionelle Monarchie für die beste Staatsform. In stundenlangen Rundgängen entlang dem Lagerzaun wurde dies in Norton-Camp erörtert.“

Eine weitere Anfrage betraf das „Stuttgarter Schuldbekennnis“: „Wie haben Sie selbst und die Kameraden das Stuttgarter Bekenntnis vom 19. Oktober 1945 aufgenommen?“ Meisers Antwort: „Das Stuttgarter Schuldbekennnis wurde m. E. nach von uns mit Erleichterung aufgenommen, da es den Weg wenigstens zwischen den Christen der ehemals verfeindeten Staaten und Völker wieder öffnete.“

Im August 1947 ließen die Studenten der Theologischen Schule durch ihren Sprecher stud. theol. Walter Haaren Dr. Gerhard Friedrich, dem Dozenten für Neues Testament an der Theologischen Schule, den kleinen Band „Gedichte deutscher Studenten in Kriegsgefangenschaft“ mit der handschriftlichen Widmung „Unserem lieben Schulleiter, Herrn P. Dr. G. Friedrich, in Dankbarkeit und Verehrung.“ überreichen. Die Gedichte wurden von den drei Theologiestudenten H.J. Quistorp aus Bad Godesberg, D. Teufel aus Schwäbisch-Gmünd und H. Rehbach aus München, zuletzt Pfarrer in Aschau, verfasst. Hier soll wenigstens ein Gedicht von Heiner Rehbach angeführt werden. Rehbach, ein ehemaliger aktiver Hauptmann, sehr begabt in Dichtkunst, Theaterspiel und Musik, war zugleich erster Sprecher der Theologiestudenten:

Gebet (August 1946)

Herr, straf uns nicht,
dass wir uns Türme bauen!
Dein grosses Licht
Wir können es nicht schauen!

Was Du uns schon
von Deinem Licht lässt sehen
durch Deinen Sohn:
Wir könnens nicht verstehen.

Du bist zu hoch
und unsre Sinne trügen.
So lass uns doch
an Deinem Wort genügen!

Zu Deinem Licht
wir können niemals dringen.
Herr, mach uns schlicht
und lass uns von Dir singen!

Eine Frage drängt sich auf, die mir bis heute oftmals gestellt worden ist: Wer wurde eigentlich als erster „Nortone“ in die Heimat entlassen (repatriert)? Abgesehen von der krankheitsbedingten Entlassung von Dr. W. Bornemann, dem Leiter der Bremischen Kirchenkanzlei, wurde als erster POW [Prisoner of War, Kriegsgefangener] Friedrich von Bodelschwingh repatriert, der als Dozent für Laiendogmatik an der Theologischen Schule eingesetzt war. Er war der Neffe des rechtmäßig gewählten Reichsbischof mit demselben Vornamen. Die Engländer, ein christliches Volk, hatten erfahren, dass der „alte“ Bodelschwingh im Sterben lag. Sie entließen seinen Neffen Ende Dezember 1945 von Norton, damit er die Leitung der großen Betheler Anstalten mit übernehmen könne. Der Onkel starb bereits am 4. Januar 1946. Dem „Norton“ von Bodelschwingh jun. wurde darüber hinaus gestattet, eine „Person seiner Wahl“ mit in die Freiheit zu nehmen. Er wählte Magister Hellmuth Frey, der dann über 20 Jahre als Dozent für Altes Testament an der Kirchlichen Hochschule Bethel unterrichtete. Die Nortonstudenten beeindruckte er besonders durch seine „pneumatische Exegese“. Er schöpfte seine Kraft aus gelebter Spiritualität. Forell hielt Frey für den geistlich stärksten unter den Nortondozenten, obwohl er auf ihn schüchtern wirkte.

Die beiden repatrierten Nortone Frey und von Bodelschwingh vergaßen aber ihrer gefangenen Brüder in Camp 174 nicht. Sie schrieben deshalb zahlreiche „Trostbriefe“ an deren Eltern oder Ehefrauen im zerstörten Deutschland und versicherten, dass es ihren Angehörigen in Nortons „Kriegsgefangenschaft“ wirklich gut gehen würde und sie die Hoffnung auf ebenfalls baldige Heimkehr hegen würden. Hier soll ihr tröstlicher Kontaktbrief vom 17. Januar 1946 aus Bethel an Frau Frieda Haag in Württemberg abgedruckt werden. Ihr Mann, Prediger der Liebenzeller Mission, hatte als bereits älterer POW zwei Semester an der Theologischen Schule im Laienkurs studiert und war dann als einer der ersten mit der Seelsorge in einem anderen Gefangenenlager betraut worden: „Von Ihrem Wilhelm Haag, 924862, Camp 174/England senden wir Ihnen wärmste Grüße. In unserm kleinen Studienlager für Theologen, Gemeindeglieder und Lehrer hatten wir ein schönes Leben der Gemeinschaft (vita communis) und zielstrebigem Ar-

beit. Bei sehr gut geführter Küche und sorgfältigen Ärzten war für das leibliche Wohl gut gesorgt. Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen. Weil wir uns für die zukünftigen Arbeiten für Heimat und Kirche dort so gut vorbereiten konnten, war die Stimmung gut und zuversichtlich.

Wir grüßen Sie herzlich in der Hoffnung, dass auch Sie bald die Heimkehr Ihrer Lieben erleben werden. Ihre soeben heimgekehrten Magister Hellmuth Frey und Pastor Friedrich von Bodelschwingh."

In einem Brief vom 29. Januar 1946 an Landesbischof D. Meiser in Ansbach schreibt Pastor F. von Bodelschwingh jun.: „Es ist mir eine besondere Freude, Ihnen die herzlichsten Grüße von Ihrem Sohn aus der Gefangenschaft zu sagen. Ich war von September bis zu meiner Reklamation zur Unterstützung meines Onkels mit ihm im Studienlager 174 zusammen. Es geht Ihrem Sohn dort wirklich recht gut, und vor allem ist dort die Möglichkeit des Studiums trotz aller äußeren Beengung eine so ungestörte und konzentrierte, wie sie vielen hier in der Heimat nicht geboten werden kann. So glaube ich gewiß, dass diese Zeit dort keine verlorene Zeit zu nennen ist. Ich jedenfalls bin für die dort verbrachten Monate sehr dankbar. Auch die äußeren Lebensbedingungen waren, besonders im Vergleich zu dem, was ich auf meiner Rückreise gesehen habe, außerordentlich günstig. Leider konnte ich diesen Gruß nicht so schnell abschicken wie ich gern wünschte. Ich bin ja leider erst kurz vor dem Tode meines Onkels hier angekommen und muß nun versuchen, als ein aus allen Vorgängen in der Heimat seit Jahren völlig Herausgerissener in die großen Aufgaben hier hereinzuwachsen.

Mit aufrichtigen Grüßen bin ich Ihr ganz ergebener Friedrich v. Bodelschwingh."

Doch auch dadurch, dass zwischen Angehörigen von Kameraden bisweilen persönliche Kontakte geknüpft wurden, erfuhren die Menschen in der Heimat vom Schicksal ihrer Lieben. So informierte etwa Auslandsbischof Theodor Heckel, Vater des Nortonstudenten Theodor Heckel jun., seinen Freund, den bayerischen Landesbischof Hans Meiser, in einem Brief vom 22. Februar 1946 davon, dass es dessen Sohn Rudolf in Norton wohl erging, sodass auch der Vater beruhigt sein konnte.

Bereits am 14. August 1946 richtete der Evang.-Luth. Landeskirchenrat München an Herrn stud. theol. Rudolf Meiser, München-Solln, Paulastr. 1, folgendes Schreiben, das für den jungen Studenten in England enttäuschend gewesen sein mag. Könnte dies nicht mit ein Grund für seinen Wechsel vom bisherigen Theologiestudium zum nunmehrigen Dienst an der Schreibmaschine gewesen sein?

„Betreff: Anrechnung von Semestern in Lagerseminaren. Die Evang.-Luth. Landeskirche hat mit Teilnahme und Freude von den Möglichkeiten theologischer Ausbildung in Norton Kenntnis genommen. Der Landeskirchenrat hat am 25. Juli 1946 beschlossen, von solchen Fällen nach Prüfung der persönlichen Verhältnisse bis zu 2 Semestern auf das theologische Studium anzurechnen, vorbehaltlich anderweitiger Regelung durch Bestimmungen der EKD. Wir wünschen eine baldige gesunde Heimkehr! I. A. G. Schmidt"

Wie befreiend wirkt dagegen D. Dr. Dibelius, Bischof von Berlin-Brandenburg, in seinem Bericht über seinen Besuch einiger Kriegsgefangenenlager in England. Er bezieht eine klare Stellung zur Anerkennung der in Norton abgelegten Prüfungen: „In dem vielgenannten Schul-Camp 174 wird von Abiturienten und Studenten mit solchem Ernst gearbeitet, dass die heimatlichen Behörden die dort abgelegten Prüfungen ohne weiteres anerkennen können."

Insgesamt wurden in der Theologischen Schule von 1945 bis 1948 abgelegt: Abiturientenexamina bzw. Reifeergänzungsprüfungen 37; Latina 16; Graeca 49; Hebraica 103; Erste Theologische Prüfungen 2; Zweite Theologische Prüfungen 5. Die Sprachprüfungen waren niveauevoll. Dr. Dammann ließ z. B. beim Hebraicum sogar zwei kurze Sätze aus dem Deutschen ins Hebräische übersetzen. Er nahm sich auch der schwächeren Studenten in Sonderstunden an, sodass die Durchfallquote sehr gering war. Sinngemäß soll Dammann einmal geäußert haben: „Hätte ich Jürgen Moltmann durchs Hebraicum fallen lassen, hätte Deutschland einen seiner berühmtesten Professoren des 20. Jahrhunderts verloren!" Andere Sprachlehrer unterrichteten ebenfalls sehr gut, unter ihnen Ludwig Fassold, Studienrat für Latein und Griechisch aus Windsheim in Mittelfranken.

Anerkannte Dozenten

Auf meine Frage nach den Dozenten in der Theologischen Schule Norton schrieb mir der „Nortone" Siegfried Wolf, aus Marktrechwitz stammend, später als Oberkirchenrat Dr. Siegfried Wolf Personalreferent im Landeskirchenrat München, am 21. Juli 1989: „Die Dozenten unseres Lagers waren durchwegs anerkannt. Allerdings lebten sie im Schatten der Dozenten von auswärts (etwa Prof. Anders Nygren, Prof. Dr. Söe, Pfr. Skard). Verehrt wurde von uns der Leiter unserer Schule, Herr Prof. Gerhard Friedrich." Dr. theol. Friedrich (1908-1986) war vor 1933 Pfarrer in Ostpreußen, von 1933 bis 1935 Assistent bei Gerhard Kittel in Tübingen und als solcher Mitarbeiter am Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament. Von 1935 bis 1936 war er Inspektor des Predigerseminars der Bekennenden Kirche in Bloestau/Ostpreußen und in der Nachkriegszeit war er 1946 Leiter der Theologischen Schule für Kriegsgefangene im Norton Camp. Nach seiner Repatriierung 1947 wurde er Dozent für Neues Testament in Bethel, 1953 in Kiel und 1954 in Erlangen. Altbischof Dr. Johannes Friedrich ist sein Sohn.

Insgesamt dürften in dem dreijährigen Bestehen der Theologenschule zusammen mit dem technischen Personal etwa 350 Personen die theologische Abteilung des Norton Camps durchlaufen haben. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann aber nicht erhoben werden.

An kulturellen Veranstaltungen gab es im Norton Camp Theateraufführungen (z.B. das Shakespeare-Schauspiel „Was Ihr wollt"), ausgezeichnetes Puppenspiel, das später in englischen Schulen gezeigt werden durfte, geistliche und profane Musikgruppen sowie einen gut geführten Lagerchor und ein Lagerorchester.

1:0 gegen England!

Auch Sportausübung wurde als Ausgleich zum Studium gepflegt, vor allem Fußball, Leichtathletik, Tischtennis, Faustball und sogar Boxen. Die Lagermannschaft im Fußball, seit Mitte 1946 wurde ein „Verein" gegründet, bestand vor allem aus Pädagogen und Theologen. Sie schlug sogar eine englische Profimannschaft der dritten Liga mit 1:0. Nur wenige Theologen spielten

mit: die beiden fränkischen Theologiestudenten Erich Mayerhofer, zuletzt Pfarrer in Oettingen, und Heinrich Winterstein, zuletzt in Breitenau, gehörten dem Verein an. In der Leichtathletik gab es viele herausragende Leistungen. Vor allem das fränkische Zweigespann Wilhelm Schuster und Fritz Wagner, beide später Missionare in Neu-Guinea, brillierte in den Mittelstreckenläufen. Die Theologen waren insgesamt dem Sport weniger zugetan als die Pädagogen. Sie mussten wegen ihrer Sprachprüfungen mehr „büffeln“ und „üben“ sich darum lieber in Spaziergängen um den Stacheldrahtzaun.

Das Studienlager Norton hatte insofern einen Sonderstatus, als hier entgegen der Genfer Konvention Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zusammen untergebracht waren. Die Offiziere und Gleichgestellten (z.B. Geschütztes Personal) bezogen weiterhin ihren Wehrsold, ausbezahlt durch die Krone von Schweden als Gewahrsamsmacht des ICRC (International Committee Red Cross). Die Unteroffiziere und Mannschaften, die wegen ihres Studiums keine Verdienstmöglichkeiten hatten, wurden aus einer gemeinsamen Lagerkasse bezuschusst, die auf Beschluss der Offiziere eingerichtet worden war und in die diese spendeten.

Nach der Gefangenschaft trafen sich die „Nortonen“ alljährlich und durften nach der Wiedervereinigung ihre Kameraden aus dem Osten bewegt in die Arme schließen. Als „Ehrennortone“ wurde auch ich zu den Zusammenkünften eingeladen. Rudolf Meiser begegnete ich dabei einige Male. Das Abschiedstreffen vom 29. August bis 1. September 2010 fand wie zuletzt auf ihrem geliebten „Hessenkopf“ bei Goslar statt und war sehr bewegend. Es wurde mit einem erhebenden Abendmahls-gottesdienst abgeschlossen. Der Leiter der Nortonen, Pastor Hartwig Lohmann, schloss mit den unvergessenen Worten: „Immer wieder müssen wir mit großer Dankbarkeit darauf hinweisen, welch ein großer Segen über unserer nun seit 65 Jahren bestehenden Gemeinschaft waltet und gedenken aller, die mit uns auf dem Wege waren und schon am letzten Ziel sind.“

*Dr. Klaus Loscher
Bayreuth*

Niemand flieht ohne Grund

Wenn Religion heimatlos macht

Bei der Januartagung der Bayerischen Pfarrbruderschaft ging es um die aktuelle Flüchtlingssituation. In einem bewegenden und erschütternden Bericht informierte Thomas Prieto-Peral über die Situation in Syrien und in den benachbarten Ländern. Prieto-Peral war lange Jahre Referent für Ökumene und Weltverantwortung in der bayerischen Landeskirche, nun wurde ihm das Amt des Planungsreferenten übertragen, dem auch die Koordination der Integrationsarbeit in unserer Kirche obliegt. Er erwies sich aufgrund seiner langjährigen Kontakte, Besuche und Begleitung zahlreicher unterstützender Projekte vor Ort als Referent mit hervorragendem Hintergrundwissen aus erster Hand.

Einen Schwerpunkt des Vortrages bildete die Situation der orientalischen, insbesondere der assyrischen Christen. Thomas Prieto-Peral schilderte die Ursache und den Verlauf der bisherigen drei Flüchtlingswellen: Die erste wurde durch die fürchterlichen, zermürbenden Terroranschläge in Basra und Bagdad nach dem von der Bush-Administration verantworteten zweiten Golfkrieg hervorgerufen. Daraufhin kam es zur Entstehung von christlichen Dörfern vor allem in den Kurdengebieten, die den Christen relativ großzügig begegneten. Sie sind heute erneut massiv bedroht, das heißt, es kommt hier teilweise zur mehrfachen Vertreibung derselben Menschen.

Die zweite Fluchtwelle in der Folge des Syrienkrieges führte zur Bildung der riesigen, vor allem durch die UNO errichteten Flüchtlingscamps, deren Situation zum Teil immer schwieriger wurde. 60 Prozent der darin lebenden Menschen sind Kinder und Jugendliche. In besonders elendem Zustand sind die Lager der jesidischen Flüchtlinge, deren friedliche Religion der Referent auch kurz vorstellte.

Der Syrienkrieg ist nicht zuletzt ein mit skrupelloser Konsequenz durchgeführter Stellvertreterkrieg, für den Saudi Arabien mit Unterstützung durch den Westen auf der einen Seite und der Iran mit russischer Unterstützung auf der anderen Seite mit verantwortlich sind. Hier geht es, das ist meine persönli-

che Schlussfolgerung, nicht zuletzt um Kontrolle der Rohstoffe und damit um neokoloniale Interessen.

Die vorerst letzte, zum Teil aber auch finale Flüchtlingswelle wird seit 2014 durch den IS verursacht, dessen Erfolg nur durch die massive Ausgrenzung der früheren sunnitischen Eliten und Militärs durch den heute schiitisch dominierten Irak möglich war. Ohne deren Unterstützung wäre zum Beispiel die Eroberung der Millionenstadt Mossul nicht möglich gewesen. In Mossul, dem antiken Ninive, ist die zuvor bedeutende christliche Kultur vollständig ausgelöscht.

Da sich die assyrischen Christen auch als Erben der vorislamischen Kulturen wie der altassyrischen verstanden, zerstörte der IS zielgerichtet die antiken Zeugnisse gerade dieser Kultur. Damit werden die Christen, die sich vorher nie als Minderheit, sondern als Ureinwohner der Region verstanden, kulturell heimatlos gemacht, das heißt, hier vollzieht sich auch ein kultureller Völkermord. Insgesamt ist dieser Konflikt aber einer zwischen radikalen und liberaleren Kräften auch innerhalb der verschiedenen Konfessionen des Islam in der ganzen Region.

Thomas Prieto-Peral zeigte anhand einer Karte, dass allein die Zahl der Binnenflüchtlinge innerhalb Syriens zur Zeit 6,5 Millionen Menschen beträgt. In der Türkei leben 743.000 Flüchtlinge, im Irak 223.000, in Jordanien 594.000 und im kleinen Libanon 1.070.000. Jordanien sei das einzige noch einigermaßen stabile Land in der Region, doch auch diese relative Stabilität sei durch die riesigen Lager in Gefahr. Die zum Teil katastrophale Versorgungslage aufgrund fehlender Mittel durch die UNO ist bekannt und verursacht die Flüchtlingsbewegungen mit, doch es gibt auch gute Ansätze von Selbstorganisation.

Syrien ist heute ein vollkommen auseinandergebrochenes Land, in dem sich an die 150 Gruppierungen auf dem Rücken der Zivilbevölkerung bekriegen. Es gibt für dieses Land keine gesamtstaatliche Zukunft. Auch die ehemals demokratischen Oppositionskräfte sind nur noch

ein Teil des Problems. Die Ursache der Konflikte liegt weit zurück. Anfang der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts gab es zum Beispiel einen Vorschlag des Völkerbundes, das Land sinnvoll auf die verschiedenen Religionsgruppierungen aufzuteilen. Dieser Vorschlag wurde durch die westlichen Kolonialmächte einschließlich der Türkei aufgrund von egoistischen Interessen zunichte gemacht.

Die einzige aktuell positive Entwicklung ist, dass der IS massiv an Boden verliert und auf Dauer keinen Bestand haben wird, zunächst sicherlich aufgrund des militärischen Druckes, langfristig aber vor allem deshalb, weil der IS die Bevölkerung in den von ihm kontrollierten Gebieten nicht für sich gewinnt, sondern terrorisiert und ausbeutet. Zurzeit kommen monatlich nur noch etwa 60 neue Kämpfer vor allem über die türkische Grenze; in der Zeit der Erfolge waren es etwa 3000. Außerdem ist die wichtige Verbindung zwischen Rakka und Mossul unterbrochen.

Am Nachmittag vermittelte uns eine christliche Familie aus Syrien mit erschütternden Bildern und Berichten aus ihrem christlichen Herkunftsdorf, wie das ist, wenn eine 2000 Jahre alte, zuletzt durchaus blühende Kultur innerhalb von zwei Jahren durch kriegerischen Terror vollständig vernichtet wird, und welche traumatischen Folgen das für die Überlebenden hat. Die christlichen Flüchtlinge hierzulande haben zudem das Problem, dass sie zum Teil auch hier wieder auf Flüchtlinge treffen, die ihnen mit derselben Verachtung begegnen wie in ihren Herkunftsländern, so dass ihr Trauma erneut aufbricht. Dabei lebten die Religionen vor dem Krieg weitgehend friedlich zusammen. Dann aber mussten die Christen die bittere Erfahrung machen, dass sie von ihren Nachbarn im Stich gelassen wurden oder alte Feindschaften wieder aufbrachen. Im Grunde wären gerade für die verfolgten Christen Kontingentlösungen nötig und angebracht.

Wichtig ist es außerdem, den christlichen Flüchtlingen auch geistlich eine Heimat zu geben. Sie werden sich zwar

(wie die Jesiden, F.J.) mit der Integration leichter tun als andere Gruppen, erleben aber doch auch die säkulare Gestalt unseres Landes und zum Teil auch entsprechende Erscheinungsformen unserer Kirchen als verwirrend.

In Bezug auf alle Flüchtlinge gleich welcher Herkunft und Religion gilt, dass das Fenster für den Beginn einer gelungenen Integration nicht sehr lange offen steht – Thomas Prieto-Peral sprach von maximal zwei Jahren. Danach würden Perspektivlosigkeit und Verharren in Parallelmilieus die Integration zunehmend erschweren. Insofern besteht hier dringender Handlungsbedarf.

Der Referent schloss mit einem Satz, der trotz allem immer noch ein Leitsatz auch der orientalischen Christen ist: „Hoffnung aufgeben heißt dem Bösen Raum zu geben“.

Frieder Jehnes,
Bayreuth

*Bericht über die Tagung der bayerischen
Pfarrbruderschaft – Theologische Wegge-
meinschaft von Frauen und Männern*

**Mitgliederversammlung und Versammlung
der Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer
des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
25. bis 26. April 2016 in der Evang. Tagungsstätte Wildbad Rothenburg zum 125jährigen Jubiläum**

Montag, 25. April 2016

10 Uhr Andacht und Begrüßung

10.30 Uhr Referat Prof. Dr. Alexander Deeg, Leipzig

„Von Pfarrern und Priestern in der der evangelischen Kirche oder
„Was Kirche ist und was das für ihr Personal und all die anderen bedeutet“

Aussprache

12.30 Uhr Mittagessen

14.30 Uhr Podiumsdiskussion zum Thema

„Leiten und sich leiten lassen – Bilder, Perspektiven und Grenzen“

17.30 Uhr Abendgebet mit Feier des Heiligen Abendmahls, St.-Jakobs-Kirche

19 Uhr Festlicher Abend mit Grußworten zum Jubiläum

Dienstag, 26. April 2016

9 Uhr Andacht und Begrüßung

9.15 Uhr Vorstandsbericht der 1. Vorsitzenden

Aussprache

12.30 Uhr Mittagessen

Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen an einem Tag oder an beiden Tagen teilzunehmen. Tagung und Verpflegung sind für Mitglieder kostenlos. Bei der Suche nach einem Hotel sind wir gern behilflich. Aus organisatorischen Gründen ist eine Anmeldung in der Geschäftsstelle erforderlich.

gez. Corinna Hektor, 1. Vorsitzende

gez. Hans-Friedrich Schäfer, 2. Vorsitzender

Vor mir an der Supermarktkasse: Jemand aus einem asiatischen Land. Hinter mir: Jemand aus Osteuropa. Und das Namensschild der Kassiererin: Vermutlich Türkin. „Bin hier der einzige Deutsche?!“ Mein Gesicht spiegelt sich im Spiegel hinter der Kasse. Und ich? Vom Aussehen her: Spanier, Italiener, irgendwas südliches. Mein Nachname? Könnte auch ungarisch sein. Sieht so ein Deutscher aus? Heißt so ein Deutscher? Szenenwechsel. Mit einem Kollegen in Kapstadt, letzte Novemberwoche. Laut und leidenschaftlich diskutieren wir abends in einem Lokal. Auf Deutsch, unserer Muttersprache. Kein Mensch regt sich auf. Es gibt 11 Amtssprachen in Südafrika, Englisch ist allgemeine Verkehrssprache. Aber wenn sich bei uns Türken, Serben, Syrer in der S-Bahn in ihrer Heimatsprache unterhalten, werde ich schnell unmutig. Können die nicht Deutsch miteinander reden? Welche Sprache spricht man, um deutsch zu sein? Und: Dort in Kapstadt haben wir selbstverständlich auch die Deutsch-Evangelische Gemeinde besucht. Landsleute, die dort zum Teil schon in der 5. Generation leben. Gottesdienstsprache war Deutsch. Wenn aber Moslems bei uns eine Moschee wollen, um dort auf Arabisch zu beten ...

Das aktuelle Flüchtlingsdrama wirft nicht nur viele Fragen auf, es erzählt auch viel über „uns Deutsche“. Mit erstaunlicher Inkonsistenz nehmen wir Dinge für uns in Anspruch, die wir anderen verweigern und argumentieren dabei oft vor einem sehr unklaren Begriff von „Deutschsein“. Nicht nur, dass der Großteil unserer Ahnen auch irgendwann einmal von irgendwo her gekommen ist, gerät dabei leicht in Vergessenheit. Wann genau wurde die zu „Deutschen“? Auch die Frage, was eigentlich „deutsch“, gar „typisch deutsch“ ist, bleibt eigenartig ungeklärt. „Die jedenfalls nicht ...“ heißt es dann manchmal hilflos auf Nachfrage, „die gehören nicht hierher, das sind Fremde“. Die Frage, was und wer fremd ist, was und wer „dazu“ gehört, und wie verkrampft die Diskussion darüber geführt wird, zeigt einmal mehr, wie schwer gerade „wir Deutschen“ uns damit tun. Unsere Geschichte ist hier eine Hypothek. Häufig ist es ein Schwanken zwischen übertriebener Fremdenfeindlichkeit und übersteigter Fremdenfreundlichkeit. Dass Fragen der Nation nun auch

noch mit Fragen der Religion vermennt werden, entspannt die Lage nicht unbedingt. Das Gute an dem ganzen Drama: Diese Frage nach dem, was Deutschsein ausmacht, war und ist längst überfällig! Um Flüchtlinge geht es dabei häufig nicht wirklich, sie sind nur der Anlass. Im Kern geht es mehr darum, wie sich unsere Gesellschaft in Zukunft sehen und verstehen will. Unsere Gesellschaft ist im Umbruch. Und wie ...!

Manche kirchlichen Kreise betonen meiner Beobachtung nach gerne die biblische Dimension der Gastfreundschaft dem Fremden gegenüber. Nicht wenige christliche Aktionsgruppen engagieren sich leidenschaftlich für Asylanten und Flüchtlinge und handeln sich, nicht immer zu Unrecht, dabei auch den Vorwurf moralischer Überheblichkeit ein, wenn sie auf anders Denkende stoßen. Hier heißt es doppelt vorsichtig sein. Der antike Brauch der familiären Gastfreundschaft lässt sich kaum mit dem massenhaften Ansturm Tausender von Flüchtlingen gleichsetzen. Dass gerade das Alte Testament sehr klar, in einigen Fällen geradezu brutal, zwischen meinen Stamm und Deinem unterscheidet, darf dann auch nicht verschwiegen werden. Zum anderen: Moralische Appelle zur Fremdenfreundlichkeit negieren leicht, was der Ethologe Irenäus von Eibl-Eibesfeldt so nüchtern erklärt hat, dass das Befremdliche am Fremden eben das Fremde ist. Befremden ist zunächst eine natürliche Reaktion! Es ist unfair und unklug, hier vorschnell mit Fremdenfeindlichkeit, gar dem Vorwurf von rechtem Gedankengut zu reagieren. Dies erstickt jede Diskussion schon im Vorfeld und schadet in der Regel mehr als es nützt.

Andere kirchliche Kreise sehen momentan oder seit längerem das „christliche Abendland“ in Gefahr. Richtig ist, dass hier auf die großen Umbrüche hingewiesen wird, die wir seit dem Ende der Nachkriegsordnung nach 1989 massiv erleben. Die Welt sortiert sich neu! Gefährlich wird dabei aber leicht die Kombination von Kultur, Nation und Religion, an deren Auseinanderbrechen am Ende flüchtende Menschen aus anderen Kulturkreisen schuld sein sollen. Manche extreme Forderung christlicher Kreise ähnelt dabei erschreckend dem Argumentationsmuster islamischer fundamentalistischer Kreise, indem man von der Idee einer Reinhaltung einer

Kultur/Nation/Religion ausgeht. Diese Idee einer „Reinheit“ war und ist ein reines Gedankenkonstrukt mit seiner tragischsten Ausprägung, dem Gedanken „der“ Nation.

Was so viel Unglück über die Menschen dieser Welt gebracht hat, war und ist der falsch verstandene Begriff Nation: Ich bin Deutscher, Franzose, Russe, Türke. Leider haben auch die jeweiligen Religionen in manchen Ländern diese Tendenz gefördert und tun es zum Teil heute noch. Helfend, weil Gemeinschaft stiftend kann es vielmehr sein, sich das zu verdeutlichen, was die gemeinsame Wertegrundlage eines Landes ist und sein soll. Nicht Deutscher sein, was immer das ist, ist wichtig, sondern sich z.B. den im Grundgesetz niedergeschriebenen Grundwerten verpflichtet zu wissen. Am Beispiel: „Deutsch“ ist nicht besser, gar kulturell höherwertiger als andere Sprachen, es ist einfach nur praktischer, weil hierzulande mehrheitlich. Die mögliche Kommunikation aller mit allen ist für jede Gemeinschaft wesentlich. Das ist eine tragende Grundüberzeugung. Dass „Deutsch“ dann die Verkehrssprache ist, liegt nahe. Mehr nicht.

Damit wird für mich der Auftrag und die Aufgabe der Kirche(n) auch deutlicher. Welchen Beitrag können wir für den anstehenden Neuaufbau dieser Gesellschaft leisten? Nicht weil wir Kirche sind, haben wir dabei mehr Anspruch gehört zu werden als andere. Dieses Modell trägt nicht mehr. Sondern weil unsere christlichen Grundwerte Werte für eine lebenswerte Gesellschaft sein können, die wir in die Diskussion einbringen.

Ob das das Flüchtlingsdrama löst? Ich bin skeptisch. Aber es ist m.E. die Chance, diese längst überfällige Diskussion zu beginnen. Die Welt wird nicht schlechter, nur anders. Man sollte den Menschen, die aus purer Verzweiflung hierher fliehen, nicht nur aus reiner Menschlichkeit helfen, übrigens auch ein Grundwert. Hierzu sind meiner Beobachtung nach übrigens die allermeisten Kirchenmitglieder gerne und selbstverständlich bereit. Sondern man müßte den Menschen aus Syrien, Eritreia, woher auch immer, für diesen Denkanstoß eigentlich dankbar sein.

Dr. Markus Ambrosy,
Puchheim

Die Geschichte von Alkestis, die Euripides in die dramatische Form eines Satyrspiels gebracht hat, wurde 438 v.Chr. erstmals in Athen aufgeführt. Hugo v. Hofmannsthal und Thornton Wilder haben sich in unserer Zeit des Stoffs neu angenommen. Christoph Willibald Gluck brachte Alceste 1767 auf die Opernbühne. Weitere Opern von ihm sind „Orpheus und Eurydike“, „Paris und Helena“ und „Iphigenie auf Tauris“. Die Sage von Alkestis gehört in den Kreis der Herkules-Sagen.

In Thessalien lebte der edle König Admetos mit seiner jungen schönen Gemahlin Alkestis. Von gesunden Kindern umringt und von zufriedenen Untertanen verehrt liebte Alkestis ihren Gatten über alles. Zudem genossen sie die Freundschaft des Gottes Apoll, der einst die Herden Admetos' in einem irdischen Zwischenaufenthalt gehütet hatte. Apollo war es auch, der den Schicksalsgöttinnen das Zugeständnis abgerungen hatte, Admetos solle einmal am Leben bleiben, wenn ein anderer bereit sei, für ihn zu sterben und in das Totenreich hinabzusteigen. Admetos liebte das Leben. Als ihm eines Tages die Nachricht überbracht wurde, dass seine Lebenszeit zu Neige ging, erschrak er. So gerne wollte er bei seiner Familie und seinem Volk bleiben. Also forschte er, ob er einen Freund fände, der bereit wäre, für ihn zu sterben. Aber niemand wollte an seiner statt den dunklen Weg gehen. Auch nicht die hochbetagten Eltern, die den Tod schon vor Augen sahen. Das kurze Leben wollten sie noch auskosten und nicht für den Sohn hingeben. Nur Alkestis, seine lebensfrohe Gattin und glückliche Mutter, war bereit, dem Licht der Sonne zu entsagen. So tief und aufopferungsvoll war die Liebe zu ihrem Gatten. Bald nahte Thanatos, der Tod, den Toren des Palastes. Apollo verließ das Haus. Als Gott des Lebens wollte er vom Tod nicht enttheiligt werden.

Als Alkestis spürte, dass die Stunde des Abschieds gekommen war, reinigte sie sich in fließendem Wasser, zog ein festliches Gewand an und schmückte sich mit bezauberndem Geschmeide. Sie betete vor dem Hausaltar, umschlang noch einmal ihre Kinder und den Gatten. Ohne ihn, sagte sie, hätte sie nicht weiterleben wollen. Die Kinder

würden den Vater noch mehr brauchen als sie. Es wäre ihr schwer gefallen, die vaterlosen Kinder anzublicken und sie wünschte sich, dass er ihrer Wohltat gedenke und den Kindern keine andere Frau als Mutter zuführe. Er schwor es unter Tränen

Nun traf es sich in jenen Tagen, dass Herakles in das Trauerhaus einkehrte. Er wurde gastfreundlich aufgenommen. Damit Herakles die gute Laune beim Essen und Trinken nicht verdorben würde, gab Admetos nicht zu erkennen, dass seine geliebte Frau gestorben war. Nur eine entfernte Verwandte habe man zu Grabe getragen. Als Herakles weinselig über die Stränge schlug (ein Satyrspiel!), offenbarte ihm ein Diener, dass Alkestis, die Herrin des Hauses gestorben sei.

Von soviel rücksichtsvoller Gastfreundschaft gerührt, verzichtete Herakles auf die angemessene Klage und machte sich umgehend auf den Weg zum Grabmal. Dort verbarg sich Herakles hinter der Stele und wartete auf den Augenblick, da Thanatos vorbeikommen würde, um vom vorbereiteten Blutopfer zu kosten. Voller Grimm sprang Herakles vor, packte den Tod am Hals und zwang ihn, Alkestis herauszugeben, die offenbar noch nicht den Strom des Styx überwunden hatte.

Herakles kehrte mit einer tief verschleierten Frauengestalt in den Palast zurück. „Wer du auch seist, o Weib“, seufzte der König, „in Größe und Gestalt gleichst du wundersam meiner Alkestis!“ Ihr Anblick ließ seinen Schmerz aufs Neue aufbrechen.

Herakles drängte den König, die Verschleierte zu enthüllen: „Verbanne den Gedanken nicht ganz, dass eine zweite Gattin dir einst noch das Leben erheitern kann.“ Admetos zögerte. Er wollte die Gestalt nicht berühren, um das Wort, das er der geliebten Toten gegeben hatte, nicht zu verletzen. Schließlich enthüllte er doch die Verschleierte – und vor ihm stand Alkestis, seine wiederbelebte Gemahlin. „Du wirst ihre Stimme erst wieder vernehmen, wenn man die Totenweihe von ihr genommen und der dritte (!) Tag erschienen ist.“

Der Jüngling zu Nain, das Töchterlein des Jairus und eben auch Alkestis wurden vom Tod zum Leben erweckt. Und

doch blieb ihnen menschliches Schicksal nicht erspart. Sie hatten von der Frucht des Todes gekostet und wussten, worauf sie zugingen. Jeder Mensch stirbt seinen eigenen Tod und kann darin nicht ohne weiteres vertreten werden. In seinem „Stundenbuch“ schreibt Rainer Maria Rilke:

„O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod, das Sterben, das aus jenem Leben geht, darin er Liebe hatte, Sinn und Not.“

Dennoch begegnet uns bereits in der Geschichte von Alkestis die Aussicht auf ein stellvertretendes Sterben. In der christlichen Mystik wurde diese Vorstellung vertieft:

Christus, sein Haupt voll Blut und Wunden, leidet an meiner statt am Kreuz. Meine Seele aber will bei ihm stehen und bei ihm bleiben, bis sein Antlitz im letzten Atemzug verblasst.

Es genügt der Hinweis auf das zu Herzen gehende Lied von Paul Gerhardt „O Haupt voll Blut und Wunden“ (1656).

Der Jüngling zu Nain, das Töchterlein des Jairus und auch Lazarus hatten bereits ihre Christus-Begegnung gehabt, als sie auf den zweiten Tod zugingen. Sie konnten vertrauensvoll hoffen, dass Christus sie wieder rufen würde: Stehe auf!

Umso mehr beeindruckt mich Alkestis, die ohne christliche Hoffnung dem Tod getrost entgegen ging. Sie schöpfte ihre Kraft aus der innigen Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern. Sie war sich bewusst, dass man sie nicht vergessen würde.

Doch sei der Gedanke gewagt, dass der Geist Christi bereits vor seinen Erdtagen all den Leidenden und Sterbenden gegenwärtig war, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst sein konnten. Die frühe christliche Kirche dehnte den Wirkungskreis Christi in frühere Zeiträume aus. So heißt es in einem frühen Christuslied:

Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen. Er ist vor allem und es besteht alles in ihm.

Kol.1, 15-17

Erich Puchta,
Ellhofen

Chancengerechtigkeit

Offener Brief der Evangelischen Frauen in Bayern

**Sehr geehrter Herr Landesbischof,
sehr geehrte Damen und Herren
des Landeskirchenrats und
Landessynodalausschusses!**

Die Evangelischen Frauen in Bayern (EFB) als ein Dachverband von 22 Mitgliedsorganisationen setzen sich vehement dafür ein, dass das Konzept einer CHANCENGERECHTIGKEIT in unserer Landeskirche fortentwickelt wird.

Als Vertreterinnen für Frauenbelange in unseren jeweiligen Frauenorganisationen sehen und erleben wir alltäglich schmerzlich Defizite der Chancengerechtigkeit. Wir wollen uns mit diesem Zustand nicht zufrieden geben.

Der lange Weg der Frauen in der Landeskirche zu einem gleichberechtigten Miteinander ist noch nicht zu Ende gegangen. Zwar wurden Schritt für Schritt Erfolge errungen, aber eine tatsächliche Verwirklichung der gerechten Teilhabe von Frauen und Männern in allen Ämtern, Werken und Institutionen, in allen Handlungsfeldern und auf allen Ebenen ist noch längst nicht erreicht.

Nach Kirchenverfassung und Gleichstellungsgesetz ist unsere Landeskirche der Gleichstellung verpflichtet. Das bedeutet aber auch, die Umsetzung strategisch und planvoll zu begleiten, zu unterstützen und zu fördern.

Als weitgehend ehrenamtlich tätige Vertreterinnen des Verbandsprotestantismus sind wir nicht an Kirchengemeinden gebunden. Umso dringlicher brauchen wir eine verlässliche Ansprechstelle.

Deshalb appellieren wir an die kirchenleitenden Organe, bei der anstehenden Entscheidung ein klares Bekenntnis für eine starke Gleichstellungsstelle abzugeben und sich einzusetzen für eine Stabsstelle für Chancengerech-

tigkeit auf der Grundlage der Ordnung der Frauengleichstellungsstelle, wie sie durch den Beirat der Frauengleichstellungsstelle vorgeschlagen wurde.

gez.
Vorstand der EFB

In der EFB sind folgende Mitgliedsorganisationen vertreten:

- Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen in der ELKB
- Amt für Jugendarbeit in der ELKB
- Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Haushaltsführungskräfte, Förderkreis in Bayern
- Community Casteller Ring e.V.
- Community Christusbruderschaft Selbitz
- Deutscher Evangelischer Frauenbund, Landesverband Bayern e.V.
- Deutscher Evangelischer Frauenbund, Landesverband Bayern - Freundeskreis e.V.
- Diakoninnengemeinschaft Rummelsberg
- Evang. Arbeitsgemeinschaft für alleinerziehende Mütter und Väter
- Evang.-Luth. Diakoniewerk Neundettelsau
- Evang. Akademikerschaft in Deutschland, Landesverband Bayern e.V.
- Evang. Arbeitsgemeinschaft Medien des Deutschen Evangelischen Frauenbundes, Landesverband Bayern e.V.
- Fachbereich alleinlebende Frauen im Dekanat Nürnberg
- Fachstelle für Frauenarbeit im Frauenwerk Stein e.V. in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
- Frauenwerk Stein e.V. in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
- Frauenarbeit im Gustav-Adolf-Werk Bayern e.V.
- Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt der ELKB - Frauen + Arbeit
- Konvent der Evang. Theologinnen in Bayern
- Pfarrfrauenbund in Bayern
- Team für Pfarrfrauenarbeit in Bayern
- Verband für Dorfhelferinnen in Bayern e.V.
- Verein für Internationale Jugendarbeit, Landesverein Bayern e.V.

Aus der Pfarrfrauenarbeit

Auszeit für Frauen von Pfarrern

19. bis 23. März 2016,
Bad Birnbach

Thema: Freiraum

5 Tage raus aus dem Alltag: Freiraum entdecken, schützen und genießen an einem Ort, an dem wir gut versorgt sind, in einer Therme zum Entspannen und in einer erwachenden Naturlandschaft. Auszeit für Wandern, Radfahren, Baden, Kreatives, und eine Wellnessbehandlung nach Wahl.

Tagung für Frauen von Pfarrern

30. Mai bis 1. Juni 2016,
Tutzing

Thema: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm ...
Mütter und Töchter

Ein spannendes und/oder spannungsreiches Thema, das wir wie immer gelassen, heiter, ernsthaft, spielerisch und auch genussvoll angehen werden.

Für alle Informationen, Flyer, Anmeldungen wenden Sie sich bitte an:

Team für Pfarrfrauenarbeit in Bayern,
Geschäftsstelle,
Deutenbacher Straße 1
90547 Stein
Tel: 0911/6806128
Mail: pfarrfrauen@frauenwerkstein.de
www.pfarrfrauen.de

Informationen und Tagungsflyer erhalten alle Frauen von Pfarrern 2x jährlich mit unserem Info-Brief. Bitte sagen Sie Bescheid, wenn Sie diesen nicht bekommen, damit wir unsere Adressdatei auf dem neuesten Stand halten.

Klare Prüfungsanforderungen sind nötig

Der Beitrag des Asta der Augustana-Hochschule im Januar-Heft des Korrespondenzblatts hat für einige Furore gesorgt. Wir drucken in dieser Aussprache die Reaktionen des Leiters des Prüfungsamtes, zweier Professoren, eines Pfarrers und schließlich eine Erwiderung des Asta ab. Es gab weitere Rückmeldungen, die wir hier aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes nicht abdrucken. Aus diesem Grunde enthielt übrigens auch der Asta-Beitrag im vorigen Heft in dieser Hinsicht pauschale Aussagen, um die KommilitonInnen, die von ihren konkreten Prüfungserlebnissen berichtet haben, nicht zu gefährden. Wir waren im Redaktionsteam der Meinung, dass die Sorgen der jungen Leute, die an der Schwelle zwischen dem Abschluss des wissenschaftlichen Theologiestudiums und der kirchlichen Ausbildung bzw. zukünftigen Tätigkeit als Pfarrer und Pfarrerinnen stehen, unbedingt ernst genommen werden müssen. Sie werden, wie wir wissen, dringend gebraucht und sind, natürlich auch jenseits der aktuell prekären Lage einer augenfälligen Schere zwischen den Pensionierungszahlen und dem Eintritt in den Dienst, herzlich willkommen; sie werden unsere künftigen Kollegen und Kolleginnen sein. Ich habe dem Beitrag der Studierenden jedenfalls nicht entnommen, dass sie sozusagen aus dem Nachwuchsmangel der Kirche eine Art Prüfungsbonus schinden wollen. Vielmehr habe ich aus dem Beitrag des Asta und auch aus persönlichen Gesprächen den Eindruck gewonnen, dass die ExamenkandidatInnen ziemliche

Zweifel an der sie betreffenden „Willkommenskultur“ in unserer Landeskirche haben. Aus dem hier abgedruckten Beitrag von Pfarrer Jehnes geht hervor, dass der Frust der KandidatInnen nach dem Examen schon vor 30 Jahren erheblich war. Woran liegt das? Der Beitrag von Pfarrer Jehnes macht auch deutlich, dass es im Prinzip (also mit Ausnahmen) nicht an den Prüfenden liegt.

Subjektive, manchmal auch allzu subjektive Prüfungen gab es und gibt es. Wenn ich Pfarrerinnen und Pfarrer treffe, die mir sagen, dass ich sie einst im Neuen Testament geprüft habe, zucke ich immer etwas zusammen und bin erleichtert, wenn sie dann sagen: das war schon in Ordnung. Denn ich weiß von mir selbst, dass man als Professor gerne wissenschaftliche Steckenpferde reitet und je jünger je mehr glaubt, die eigenen Vorlieben müssten doch alle teilen. Heute denke ich manchmal, dass wir PrüferInnen ebenso wie die Studierenden als Geprüfte uns in unsere Rolle als Prüfende „einüben“ sollten.

Ich würde auch bestätigen, dass den Prüflingen von Seiten der Prüfenden mit viel „Wohlwollen“ begegnet wird. Doch stimme ich – auch aufgrund meiner eigenen Erfahrungen – dem Asta zu: Wohlwollen ist gut gemeint, doch es reicht nicht. Wohlwollen, lateinisch: *benevolentia*, ist eine Tugend, nach Kant sogar die einzige Primärtugend: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Doch es ist eine Tugend; niemand kann Wohlwollen oder guten Willen einfordern, sie werden gewährt oder nicht gewährt.

Was allerdings in einer Prüfung in einem demokratischen Gemeinwesen über diese Kardinaltugend hinaus verlangt werden darf, zumal es sich ja auch um rechtlich geordnete Verfahren handelt, ist, dass die Anforderungen an die, die eine (Prüfungs-)Leistung zu erbringen haben, klar umrissen und transparent sind und nicht vom Wohlwollen der Prüfenden abhängen dürfen. Das erste theologische Examen ist eben kein theologisches Gespräch zwischen „einem höheren und einem niedrigeren theologischen Semester“, bei aller Hochachtung für Karl Barth. Solche Gespräche führen die Studierenden jeden Tag. Doch im Unterschied dazu geht es für sie im Examen um ihre zukünftige berufliche Existenz. Und dies nach im Durchschnitt 13 bis 14 Semestern Studium.

Eine Bitte: Ich möchte nicht falsch interpretiert werden, als ob ich hier dafür eintrete, dass den Studierenden das Examen erleichtert werden soll. Nein, ich plädiere nur dafür, dass die wissenschaftlichen Anforderungen an sie klar definiert sind. Doch genau hier hapert es. Das m.E. grundlegende Problem unserer Prüfungsordnung besteht darin, dass das, was in § 13 der Prüfungsordnung als „Grundwissen“ bezeichnet wird, das in den fünf theologischen Hauptfächern abgeprüft wird, nirgendwo näher konkretisiert wird.

Kurz: Die Studierenden, die sich auf das Examen vorbereiten, wissen nicht, was sie wissen sollen müssen, um die Prüfung zu bestehen. Ihnen wird sozusagen in der jeweils aktuellen Prüfung in den Klausurthemen mitgeteilt, was zum Grundwissen gehört. Sie versuchen darum, in ihrer Prüfungsvorbereitung

herauszufinden, was sind denn die wissenschaftlichen Schwerpunkte der Professoren, die uns prüfen werden und die Klausurthemen stellen. Das ist keine „Prüfungstaktik“, sondern gewissermaßen Nothilfe, nämlich der Versuch, in den Nebel der Prüfungsgegenstände – es kann eigentlich alles (!) Gegenstand der Prüfung sein – etwas Licht zu bringen. Apropos Licht: Aufklärung über die Prüfungsgegenstände ist für mich das entscheidende Stichwort, nicht Wohlwollen. Die Studierenden erwarten mit Recht einen Kanon des Grundwissens; der ist übrigens Anforderung genug. Und dann sollen sie ja auch noch alles verstanden und dazu eine eigene Meinung haben.

*Dr. Wolfgang Stegemann,
Neuendettelsau*

Stellungnahme Prüfungsamt

„Was ist los mit dem ersten theologischen Examen?“ werden sich manche Leser und Leserinnen des Artikels „Examensschnitt 2,3 – durchgefallen!“ fragen, den der AStA der Augustana im Korrespondenzblatt im Januar 2016 verfasst hat. Da mögen auch alte Erinnerungen an das eigene Examen wach werden.

Dieser Artikel kann nicht ohne eine Stellungnahme von mir als Leiter des Theologischen Prüfungsamtes stehen bleiben. Dabei geht es mir nicht darum, alles schön reden zu wollen. Einige Punkte bedürfen der sachlichen Erläuterung, weil sich wichtige Examenregelungen erst in den letzten Jahren verändert haben und den meisten PfarrerInnen vermutlich gar nicht bekannt sind, andere lassen sich klarstellen. An einigen Stellen muss ich aber auch deutlich widersprechen.

1. Die Prüfungswiederholung hat sich gegenüber früher maßgeblich verändert. Heute muss jedes der fünf theologischen Fächer (AT, NT, KG, ST und PT) mit Note 4 bestanden werden. Man muss sich also in jedem dieser Fächer ausreichend qualifiziert haben. Früher hingegen war denkbar, dass jemand z.B. im Neuen Testament sowohl mündlich wie schriftlich jeweils die Note 6 erzielte und die Prüfung dennoch erfolgreich ablegen konnte – eigentlich ein Unding. Dafür gibt es eine markante Verbesse-

rung: Werden heute ein oder zwei dieser fünf Fächer nicht bestanden, so muss nicht die gesamte Prüfung wiederholt werden, sondern nur diese nicht bestandenen Fächer im Sinne einer Nachprüfung (wie wir sie ähnlich im bayerischen Abitur kennen). Nur wenn diese Nachprüfung ebenfalls nicht erfolgreich ist oder jemand von Anfang an drei oder mehr Fächer nicht besteht, kommt es zur Gesamtwiederholung.

Für die Betroffenen ist selbstverständlich auch die Nachprüfung in einem Fach oder in zwei Fächern eine enorme Belastung. Sie erfolgt nach eigener Entscheidung beim nächsten oder übernächsten Prüfungstermin. Doch es ist in diesem Fall eine wesentlich gezieltere Prüfungsvorbereitung möglich als wenn gleich alle Fächer zu wiederholen sind. Und die Erfahrung aus den zurückliegenden Jahrgängen zeigt: Die meisten Wiederholer müssen „nur“ in die Nachprüfung und nicht das ganze Examen neu ablegen.

2. Der AStA beklagt nun, dass es Fälle gab, in denen jemand mit einer Gesamtnote von 2,3 oder 2,6 die Prüfung nicht bestanden hat. Hierbei liegt genau diese Nachprüfungssituation vor. Ein oder zwei Fächer wurden nicht sofort erfolgreich absolviert. Der AStA hat aber recht, dass hier ein Problem dazukommt. Bei den schriftlichen und mündlichen Prüfungen darf insgesamt nur eine einzige Note 5 durch eine entsprechend gute Note in demselben Fach ausgeglichen werden, ab zwei Fünfern besteht diese Ausgleichsmöglichkeit nicht mehr. Landeskirchenrat und Prüfungsamt haben im letzten Jahr eine Aufhebung dieser Ausgleichsbeschränkung befürwortet und stehen darüber mit den Fakultäten und der Studierendenvertretung LabET in engem Dialog. Diese Änderung wird also kommen.

3. Was erwarten wir im Examen? Es geht beim ersten theologischen Examen um den Abschluss des wissenschaftlichen Studiums. Dabei sollen die KandidatInnen theologische Fragestellungen aufgrund Ihres Fachwissens¹ reflektierend bearbeiten und begründet Stellung beziehen bis hin zu einer eigenen Positionierung. Damit können sowohl der Weg der Themenbearbeitung als auch die eigene Stellungnahme völlig unterschiedlich ausfallen. Genau das fordert

¹ Schrift, Bekenntnis, theologische Begrifflichkeiten, theologische Positionen aus der christlichen Tradition und Gegenwart, je nach Thema ergänzt durch Philosophie und Humanwissenschaften.

der AStA hier. Er will, dass die eigene theologische Position herausgearbeitet werden kann. Nichts anders wollen wir, wobei uns wichtig ist, dass die eigene Positionierung in kritischer Würdigung vorhandener Positionen, also in Übernahme, Anlehnung oder auch Distanzierung geschieht. Hier kann ich keine Differenz zum AStA erkennen. Es wäre also ein massives Missverständnis zu meinen, wir wollen die Reproduktion der Positionen der jeweiligen Prüfenden. Nein, das eben nicht. Wer sich nur so aufs Examen vorbereitet, vergeblich die Chance einer ertragreichen Vertiefung theologischer Reflexion.

Aus der Erläuterung dieses Zusammenhangs bei Examen-gesprächen (S. 5.) stammt übrigens mein Zitat „Pfarrer und Pfarrerinnen müssen an der Kirchenpforte Auskunft über die Inhalte ihrer Predigt geben können“. Als Pfarrer muss ich auf Rückfragen begründet darlegen können, warum ich in der Predigt gerade zu dieser oder jener Aussage gekommen bin – und das auch für intellektuell anspruchsvolle Gemeindeglieder. Ich denke, das ist unstrittig und entspricht unserer Berufserfahrung als PfarrerInnen.

4. Schwierig erscheint mir in diesem Zusammenhang die spontan plausibel wirkende Forderung nach einem Erwartungshorizont. Denn ein Erwartungshorizont beinhaltet letztlich einen Musterweg der Bearbeitung und eine Musterlösung. Was aber, wenn jemand einen ganz anderen Bearbeitungsweg wählt oder zu einer ganz anderen eigenen Position findet? Sicherlich ist in manchen Fragestellungen eine bestimmte Vorgehensweise der Bearbeitung vorgegeben, aber immer wieder ist die Themenstellung für unterschiedlichste Wege offen. Insofern ist die Forderung nach einem Erwartungshorizont kontraproduktiv im Blick auf die Forderung nach Ermöglichung eigener Positionierung. Im Gegenteil würde ein Erwartungshorizont suggerieren, dass möglichst die Meinung der Prüfenden reproduziert werden soll.

5. Eine Examensbegleitung durch die Landeskirche geschieht durchaus. Ich führe für alle KandidatInnen vor bzw. während des Examins an den drei bayerischen theologischen Hochschulstandorten Examensgespräche durch, in denen ich ausführlich die Struktur und die Anforderungen erläutere. Als Betreuung von Seiten der Landeskirche scheint mir das zu genügen. Wie eine Klausur sinnvoll abzufassen ist und wie ein kluges Agieren in der mündlichen

Prüfung aussehen kann, sollte m.E. an den Fakultäten z.B. durch Arbeitsgruppen, Probeklausuren oder vielleicht auch durch das Format einer Übung eingeübt werden, ist aber keine Aufgabe für den Veranstalter der Prüfung selbst. Man sollte hier von der Rollenklarheit her nicht übersehen, dass die Landeskirche, vertreten durch das theologische Prüfungsamt, Veranstalter dieser Prüfung ist.

6. Gänzlich unangemessen und nicht akzeptabel ist für mich die Behauptung, dass die Prüfenden willkürlich prüfen oder ihre eigene Meinung hören wollen oder vereinbarte Schwerpunktgebiete nicht zwangsläufig behandelt werden müssen. Hier bewegt sich die Darstellung im Artikel des AStA in pauschalen Behauptungen, die unbelegt im Raum stehen. Auch wenn die an der Prüfung Beteiligten noch so oft betonen, dass das nicht richtig ist, erzeugen solche Aussagen unwillkürlich Stimmung nach dem bekannten Motto: „Irgendetwas wird schon dran sein.“ Zumal im Einzelfall eine mündliche Prüfung auch in der Interaktion zwischen Prüfer und Kandidat schief gehen kann. Das ist unbestritten und beschäftigt auch die Prüfenden oft sehr.

Kommen solche Probleme vor, erfahre ich davon leider meist sehr spät, manchmal auch erst nach Abschluss der Prüfung, so dass ich damit erst viel zu spät auf den entsprechenden Prüfer oder die Prüferin zugehen kann. Ich verstehe, dass manch Kandidat für seine Kritik während des Prüfungsgeschehens keinen Kopf hat oder befürchtet, dadurch Nachteile zu erleiden. Ich kann immer wieder nur anbieten, Probleme unmittelbar und zeitnah anzusprechen.

7. Klarstellen möchte ich, dass wir grundsätzlich keine Diplomabsolventen und Absolventinnen ins Vikariat der ELKB aufnehmen. Andere Landeskirchen verfahren allerdings so, was dort teilweise zu verständlichen Irritationen führen kann.

8. Wir sind mitten in einem Überarbeitungsprozess der Prüfungsordnung, an dem Vertreter und Vertreterinnen der Studierenden, der Vikare und Vikarinnen, des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins und der drei bayerischen Hochschulstandorte beteiligt sind. Das geschieht auf dem Boden der Rahmenprüfungsordnung der EKD von 2010 für das erste theologische Examen, die sowohl für die Landeskirchen als auch für Fakultätsexamina bindend ist. Dort, wo diese Rahmenprüfungsordnung ent-

sprechenden Spielraum lässt, können wir nach unseren Vorstellungen gestalten. An andere Regelungen müssen wir uns schon jetzt halten.

9. Nicht in allen Bundesländern ist die Existenz und die Ausstattung der theologischen Fakultäten staatskirchenrechtlich so gut gesichert wie in Bayern. Daher ist es nur von Vorteil, dass wir EKD-weit sowohl eine gemeinsame Studienordnung wie auch eine Rahmenprüfungsordnung verantworten, die an jedem Studienort zur Sicherung des gleichen Ausbildungsniveaus führen muss. Der Nachteil davon ist, dass dadurch Regelungen existieren, die in der einen Landeskirche traditionell hoch geschätzt werden, während in der anderen Landeskirche konkurrierende Vorstellungen bestehen. Insofern sind einer ganz großen Examensreform auch Grenzen gesetzt oder wären nur auf EKD-Ebene denkbar. Allerdings sind die Landeskirchen und Fakultäten derzeit noch mit der Umsetzung der staatlich geforderten Modulstrukturierung des Studiums und der damit zusammenhängenden Examensvollzüge beschäftigt. Dass es hierbei auch zu „Unwuchten“ kommen kann, zeigt die oben genannte Notenausgleichsregelung, die wir zusammen mit anderen Bestimmungen auf jeden Fall verbessern werden.

*KR Christoph Saumweber,
Leiter des theologischen Prüfungsamt*

Verwunderung und Verärgerung

Mit großer Verwunderung und auch ein wenig Verärgerung habe ich den Artikel des „Allgemeinen Studierendenausschusses“ (AStA) Neuendettelsau zum ersten bayerischen Examen gelesen. In drei Durchgängen war ich inzwischen selbst als Prüfender beteiligt (und vor nunmehr 18 Jahren selbst ein Kandidat im Ansbacher Examen).

Zunächst: Es ist das gute Recht und auch die Pflicht von Studierenden, gerechte und transparente Prüfungsbedingungen einzufordern und Missstände zu beklagen. Das Problem an dem Brief im Korrespondenzblatt aber sind die m.E. pauschalen und teilweise falschen Aussagen zum Examen und das Bild, das dadurch hervorgerufen sowie die Ängste, die dadurch potentiell bei

künftigen KandidatenInnen zu Unrecht geschürt werden. Eine ausführliche Stellungnahme wäre sicherlich nötig (so zu dem falschen Titel des Beitrags; im zitierten Fall ist der Kandidat nicht durchgefallen, sondern muss lediglich in den beiden Fächern eine Nachprüfung ablegen). Ich beschränke mich hier auf drei Punkte:

1. Aus meiner bisherigen Prüfungserfahrung im Ansbacher Examen kann ich nur sagen: Es gibt meiner Wahrnehmung nach kaum eine Steigerungsmöglichkeit, was das Wohlwollen der Prüfenden im Blick auf die Kandidaten angeht. Schon das Prüfungsamt hält dazu an, nicht nur die Aufregung der KandidatenInnen positiv zu berücksichtigen, sondern in den Prüfungen immer die Stärken, keinesfalls die Schwächen zu suchen. Genau diese Haltung erlebte ich bei allen Prüfungen, denen ich beiseiten durfte – und habe ich hoffentlich auch in eigenen Prüfungsgesprächen gezeigt. Die Gespräche der Kommission nach den Prüfungen waren immer darauf ausgerichtet, die Leistungen zu würdigen. Und sollten diese wirklich einmal extrem schwach gewesen sein (was bedauerlicherweise schon auch vorkommt), so wurde immer lange darüber diskutiert, ob die Leistung nicht doch noch mit „ausreichend“ (4,0) bewertet werden kann.

2. Freilich: Eine mündliche Prüfung bedeutet die Interaktion von Menschen – und diese kann gelingen oder leider auch einmal scheitern. Im Ansbacher Examen sitzen neben den Prüfenden noch zwei Beisitzende, die nicht nur auf die Inhalte achten, sondern auch die kommunikative Situation im Auge behalten. Es kam und kommt vor, dass im Nachgang der Prüfungen auch die Prüfer durch die Beisitzenden kritisiert werden – für Fragestellungen, Interventionen, fehlende Ermutigungen – und dass dies zugunsten der KandidatenInnen ins Spiel gebracht wird. Generell habe ich alle Prüfenden so erlebt, dass sie sich selbst und ihr Prüfungshandeln kritisch wahrnehmen.

Was mich verwundert: Auf Seiten der Studierenden scheint diese kritische Selbstwahrnehmung kaum vorhanden zu sein. Es muss ja nicht immer der Prüfer schuld sein, wenn eine Prüfung als „nicht bestanden“ bewertet wird. Wenigstens so viel kritische Selbstdistanz würde ich mir doch erwarten, dass die Möglichkeit, eine Prüfung auch einmal nicht zu bestehen, als Bestandteil des Prüfungsgeschehens in den Blick

kommt. Kirchliche Willkommenskultur kann ja nicht die Aussage meinen: Egal, wie wenig Ihr aus dem Studium mitgebracht habt und uns in der Prüfung zeigen könnt – wir nehmen Euch angesichts der Personalsituation auf jeden Fall! Nicht selten kam es ja auch schon vor, dass Studierende die evtl. notwendige Wiederholungsprüfung nach anfänglichem und verständlichem Frust als Chance wahrgenommen und bei der Wiederholung in dem entsprechenden Fach glänzend abgeschnitten haben.

3. Das Schreiben der Studierenden scheint mir im Blick auf das Geforderte widersprüchlich. Ich stimme zu, dass das Examen gerade nicht „Wissen abspulen“, sondern theologische Reflexionsfähigkeit zeigen soll. Wer übrigens auch immer die Mär verbreitet, Prüfende wollten genau das wissen und hören, was sie selbst geschrieben oder gedacht haben, macht einen Grundfehler. Ich habe dies in den erlebten und selbst gestalteten Prüfungen an keiner Stelle so mitbekommen. Freilich habe ich umgekehrt erlebt, dass Studierende sich gewundert haben, warum „Deeg“ prüft, aber weder Homiletik noch Liturgik überhaupt vorkamen. Fazit: Wer so lernt, wie es augenscheinlich als Empfehlung bei Studierenden verbreitet ist, und sich nur auf die Schwerpunkte der Lehrenden einschießt, ist gefährlich unterwegs.

Umgekehrt muss es darum gehen – wie zurecht von dem AstA Neuendettelsau gefordert –, dass Studierende am Ende des Studiums zeigen, wie sie Gelerntes in ihre eigene theologische Argumentation aufnehmen können. Das gilt sowohl für die mündlichen Prüfungen als auch für die Klausuren. In dieser Hinsicht wäre ein „Erwartungshorizont“, wie er nun gefordert wird, m.E. äußerst kontraproduktiv. Es ist im Gegenteil (und vor allem, aber nicht nur in den systematischen und praktischen Fächern) ja gut möglich, dass zwei Klausuren, die wohl begründet völlig unterschiedliche Fakten und Aspekte präsentieren und völlig differente Argumentationswege gehen, beide mit „sehr gut“ bewertet werden. Das wäre dann nicht mehr denkbar, wenn ein Erwartungshorizont bestimmte, vom Prüfer vorab festgesetzte Inhalte und Argumentationswege als Maßstab verbindlich machen würde. Summa summarum: Die Studierenden fordern zurecht ein „fairer“ Examen. Genau dies habe ich in Ansbach jeweils erlebt und war froh und dankbar in einer Runde von Universitätslehrern und

Kirchenvertretern zu sein, für die die Wertschätzung der Leistung der Studierenden oberste Priorität hatte. Dieses Bild des Ansbacher Examins möchte ich dem Artikel entgegenstellen.

*Dr. Alexander Deeg,
Leipzig*

Gespräch zwischen einem höheren und niedrigeren Semester

Die Schreckenszahl „fast 60 % durchgefallen!“ für den Termin 2014/II bedarf des genaueren Hinsehens, zumal vielen KollegenInnen im aktiven Dienst die erst drei Jahre alte Möglichkeit der Teilprüfung kaum bekannt sein dürfte. Auskunft des Prüfungsamts: Von den 27 KandidatenInnen 2014/II mussten genau drei das gesamte Examen wiederholen, also 11,11 %. Vergleichen Sie das mal mit Zahlen im juristischen Staatsexamen und erzeugen Sie keine Katastrophenstimmung, wo das nun wirklich nicht angebracht ist.

Sie beklagen, dass außerbayerische Prüfer beigezogen werden. Erstens, es ist im digitalen Zeitalter so einfach wie nie zuvor, Informationen über DozentInnen einzuholen. Wer hindert Sie zudem, einen Ihnen unbekanntem Prüfer anzusprechen oder sich gelegentlich in seine Vorlesung zu setzen? Zweitens erweckt Ihr Schreiben den Eindruck, dass Sie Ihre Dozenten nur kennen wollen, um Ihre Prüfungstaktik vorzubereiten. Das wäre ein erstrangiges Armutszeugnis. Ich möchte Predigten von PfarrerInnen und hören, die gelehrt, intelligent und gottesfürchtig ihre Verkündigung vorbereiten, und nicht die Kanzelrede derer, die ihre Seminare und Prüfungsthemen aus Taktik wählten. Dem erheblichen Zeitaufwand des Prüfens im 1. Examen unterziehe ich mich, ohne dienstrechtlich dazu verpflichtet zu sein, aus dem einen Grund: Mich interessiert, wie Ihre theologischen Bildungsbiographien aussehen!

Sie wollen auf der einen Seite „einen klar definierten Erwartungshorizont“ und betonen auf der anderen, dass Sie mit eigener Denkarbeit ernstgenommen werden wollen. Beides zugleich wird nicht gelingen und dieser Widerspruch hätte Ihnen auffallen dürfen.

Ich bin entschieden darauf aus, die eigene Denkarbeit der Kandidatinnen und Kandidaten kennenzulernen. Deswegen stellte ich mich kürzlich in einer Runde zu Beginn der mündlichen Prüfung auch mit dem Satz vor: „Ich interessiere mich für das, wofür Sie sich in der Systematischen Theologie interessieren.“ Die Antwort seitens einiger KandidatenInnen war – ungläubiges Gelächter. Selbst unter Abzug eines ordentlichen Nervositätsfaktors hat mich das schon sehr erstaunt.

Ihr Rundumschlag mit vielen Verdächtigungen brüskiert all diejenigen, die, wie an erster Stelle Herr Saumweber, an einem transparenten und fairen Examinenvollzug arbeiten. Dies kann darüber hinaus den Effekt haben, nachfolgenden Studierendengenerationen die Freude am Studium zu verargen. Das würde ich sehr bedauern. Denn Sie haben die große Herausforderung und herrliche Freiheit des theologischen Studiums. Rechnen Sie mit PrüfernInnen, die – und das gilt quer durch die Fächer und theologischen Lager – wissen, was für ein Schatz das ist.

So, und nun gehe ich wieder an meine Arbeit und Sie bitte mitten hinein in ein spannendes und vielseitiges Studium. Und wenn wir uns in Ansbach treffen sollten, dann halten wir's mit Karl Barth, der eine Prüfung so umschrieb: „Das ist ein Gespräch zwischen einem höheren und einem niedrigeren theologischen Semester.“

*Dr. Martin Hailer
Heidelberg*

Grundprobleme wie vor 30 Jahren?

Ich finde es ärgerlich, dass neben einigen unstrittigen Verbesserungen bei den Examina die Grundprobleme immer noch dieselben sind wie vor 30 Jahren, als ich diese Prüfungen zu absolvieren hatte. Damals eignete ich mir schlaflose Nächte an. Dass am Ende meine Ergebnisse recht ordentlich waren, änderte nichts daran, dass mir diese Belastung noch lange nachhing. So etwas ist nur dann ein Training für den späteren Pfarrberuf, wenn es nach der Devise geht: „Gelobt sei, was hart macht“ – ein wahrhaft „geistliches“ Motto ...

Der Grund dafür, dass sich offenbar wenig bei der Verbesserung der vom AstA

der Augustana-Hochschule vorgetragene Grundprobleme getan hat, liegt klar auf der Hand: Studentinnen- und Studentenjahrgänge wechseln ebenso schnell wie die der VikarInnen, und wer die Examina glücklich hinter sich gebracht hat, der versucht, die Zumutungen so schnell wie möglich abzuhaken. Leider ist auch die Neigung, sich mit anderen zusammen zu schließen, um Verbesserungen zu erkämpfen, in unserer Zeit nicht sehr ausgeprägt. Deshalb können die Verantwortlichen die Kritik aussitzen.

Nur: in der Zeit eines sich abzeichnenden Mangels an Pfarrerinnen und Pfarrern kann sich das unsere Kirche nicht mehr leisten, finde ich. Die Konkurrenz für qualifiziertes Personal auf dem Arbeitsmarkt ist hart in unserer zunehmend entkirchlichten Gesellschaft, zumal wenn es darum geht, junge Menschen zu gewinnen, die nicht stromlinienförmig leben und denken.

Hier noch ein besonders krasses Beispiel aus dem letztjährigen Zweiten Examen für das Abfragen eines Spezialgebietes. Für eine der Dogmatikklausuren wurde die Frage gestellt: „Erläutern Sie die Herausforderungen für eine theologisch begründete Rede vom (neuen) Menschen angesichts der Erkenntnisse und Möglichkeiten der sogenannten Life-Sciences“. Selbst wer sich mit den sogenannten (!) Life-Sciences schon befasst haben sollte, wird das Risiko nicht auf sich nehmen, dieses Thema zu wählen, wenn er sich nicht mit den Ansichten des Prüfers dazu auskennt. Es kann aber nicht die Aufgabe von Examenskandidaten sein, Spezialgebiete von Prüfern parat zu haben! In so einem Fall muss das Prüfungsamt den Mut haben, eine Themenstellung zugunsten der Betroffenen auch einmal zurück zu weisen.

*Frieder Jehnes,
Bayreuth*

Leider keine „Horror-Storys“

Aufgrund der Rückmeldungen zu unserem Artikel sehen wir uns noch einmal gefordert, einige Dinge näher zu erläutern und zu erklären.

Zunächst zum Hintergrund des Artikels: Wir erleben hier an der Augustana-Hochschule durch die Nähe unter den Studierenden eine große Fülle an Examina. Was wir in unserem Artikel be-

schreiben, ist keineswegs ein etwaiges Aufgreifen von horriden Einzelmeinungen, die wir zu einer Horrorstory ausgebaut haben. So haben wir als junge Studierende, die noch nicht selbst vom Examen betroffen sind, großen Wert darauf gelegt, einen möglichst sachlichen Artikel zu schreiben. Wir wollen aus der emotionalen Debatte die heiße Luft heraus lassen und gleichzeitig eine Debatte über die Kernprobleme des Examens anstoßen – deshalb die starke Akzentuierung der „Idee“ hinter dem Examen.

Wir denken, dass vor allem auch die Forderung eines Erwartungshorizontes noch näherer Erläuterung bedarf. Laut Prüfungsordnung soll in den Examenprüfungen das „Grundwissen“ in jedem theologischen Hauptfach geprüft werden, was jedoch zu diesem Grundwissen zählt, wird nicht offiziell und verbindlich benannt. Es geht uns natürlich nicht um einen Erwartungshorizont nach dem Muster „Wenn das Thema XY behandelt wird, sind die Antworten A B und C als richtig zu bewerten“. Ein solches Vorgehen würde gegen die von uns geforderte wissenschaftliche Freiheit sprechen. Ein Erwartungshorizont müsste vielmehr den „Kanon“ des Grundwissens definieren und den Umgang damit deutlicher beschreiben. Derzeit obliegt diese Definition alleine den Prüfenden – und wie vielfache Prüfungserfahrungen zeigen, sind auch die Prüfenden untereinander in der Abgrenzung des Grundwissens nicht immer derselben Meinung. Gerade in den exegetischen Fächern tritt diese Problematik häufiger zutage. Die Idee des Erwartungshorizontes ist übrigens nicht eine neue Idee junger und unerfahrener Studierender, sie ist in sehr vielen anderen Landeskirchen, wie zum Beispiel in Württemberg und Hessen, Usus.

Eine Prüfungsordnung ist – wie jeder andere Rechtstext auch – für den Grenzfall gedacht, denn eine gute Prüfung mit fairen Prüfern bedarf tatsächlich keiner restriktiven Ordnung. Zur Eindämmung von Grenzfällen, wie wir sie beschrieben haben, würde ein Erwartungshorizont jedoch erheblich beitragen. Wir müssen noch einmal deutlich herausstellen, dass ein Großteil aller Prüfungen vorbildlich abläuft, eine überwiegende Mehrheit der Prüfenden den Prüflingen mit großem Wohlwollen begegnet. Die Ordnung einer Prüfung kann aber nicht nur auf Wohlwollen basieren. Sollte bei einem Prüfling der Eindruck entstehen, die Prüfung sei eben nicht fair abge-

laufen, gibt es ohne jeglichen Erwartungshorizont und ohne rechtsverbindliches Protokoll keine Möglichkeit, die Rechtmäßigkeit der Prüfung anzufechten oder auch zu bestätigen. Selbstverständlich fallen auch bei rechtmäßigen Prüfungen Prüflinge aufgrund von Eigenverschulden durch – immer nur die Prüfenden in der Bringschuld zu sehen, wäre reichlich pubertär.

Die Frage des fehlenden Erwartungshorizontes tangiert natürlich auch ganz grundsätzlich die Frage der Prüfungsvorbereitung. Die Praxis, sich sehr stark dem Prüfer entsprechend vorzubereiten, kommt eben gerade aus diesem unbegrenzten Berg an Möglichkeiten. Sich auf „Alles“ tiefgreifend vorzubereiten ist praktisch nicht möglich. Als Student hat man in der Realität aufgrund des undefinierten Anforderungsprofils („Grundwissen“) keine andere Möglichkeit, als sich danach zu erkundigen, welche wissenschaftlichen Schwerpunkte der jeweilig Prüfende hat. Wir denken, dass eine Eingrenzung des Themenkanons das Niveau des Examens nicht absenken wird. Im Gegenteil: Bei der derzeitigen unbegrenzten Stofffülle wird eine tiefgreifende Reflektion der Stoffe in der Vorbereitung nicht ermöglicht.

Es wurde häufig moniert, dass der Titel unseres Beitrags sachlich nicht richtig sei und bei den benannten 60 % Durchfallquote auch diejenigen einkalkuliert seien, die noch die Möglichkeit einer Nachprüfung hätten. Wie „durchgefallen“ definiert wird, ist eine strittige Frage. Wir haben uns mit unserer Überschrift über den Artikel an die Formulierung in den Examenszeugnissen angelehnt, in denen auch im Falle einer Nachprüfung steht: „Sie haben einen Examensschnitt von 2,3 erreicht. Damit ist die Prüfung nicht bestanden.“ Emotional wird die Nachprüfung daher deutlich als durchgefallen erlebt. Man sollte auch nicht außer Acht lassen, dass auch im Fall „nur“ einer Nachprüfung der Weg in die weitere Pfarrerausbildung um ein weiteres halbes bis ganzes Jahr verzögert wird. Gemeinsam mit der Tatsache, dass die Examensvorbereitung in den laut Studienordnung vorgesehenen zwei Semestern in der Realität bei weitem nicht realisierbar ist, ist die weitere Verzögerung durch Nach- und Neuprüfungen in 60 % der Examina schlicht nicht als Zustand akzeptabel.

*AStA der Augustana-Hochschule,
Neuendettelsau*

10 Minuten Predigten?

zu „*Kleines Vademecum*“ in Nr. 1/16

Im *Vademecum* lese ich: Heutzutage sollten Predigten nicht länger als 10 Minuten dauern. Und warum sollen Predigten nicht länger als 10 Minuten dauern? Was lässt sich denn entwickeln in 10 Minuten? Nützlich ist es, ein handgreifliches Objekt „als Aufhänger“ zu Hilfe zu nehmen. Die Hörer brauchen etwas, woran sie ihre Erinnerung festmachen können. Brauchen sie? Warum trauen wir denn den Hörern, den Texten und Themen, der gottesdienstlichen

Situation und unserer Predigtkunst so wenig zu? Natürlich gibt es Gottesdienste, da mögen 10 Minuten und ein Objekt passend sein. Und vor allem gibt es die Zeitnot in der Vorbereitung, die manche Abstriche zwingend macht. Aber als Leitlinie und Idealvorstellung scheinen mir diese Ratschläge den Weg in die Bedeutungslosigkeit zu weisen. Ich darf auf den Artikel *Himmelhergott* nochmal im *SZ*-Magazin Nummer 52, 23. Dezember 2015, S. 17-19 hinweisen, wo sich Marc Baumann über die Kürze von Predigt und ein (narratives) Aufhänger-Objekt mokiert und ironisch anmerkt: Bloß nicht die Zuhörer überanstrengen! Bloß nicht die ohnehin geringe Aufmerksamkeitsspanne überbeanspruchen! Nun höre ich schon: *SZ*, das ist eben eine intellektuelle Zeitung! Aber zum einen sind auch Intellektuelle Gottesdienstbesucher und zum anderen und vor allem: Niemand hört gern eine fade Predigt!

Und manchmal ist es ein Vergnügen, eine Überraschung, eine lebendige Herausforderung, der (langen oder kurzen) Predigt (ohne oder auch mal mit Objekt) zu lauschen ...

Ulrike Klein, Nürnberg

Änderung

**Ordinationsjubiläum
4. Juli 2016**

In der Ausgabe vom November 2015 hatten wir das Ordinationsjubiläum 2016 mit RB Gisela Bornowski als Festpredigerin angekündigt. Da sie nun dienstlich einen anderen Termin wahr nehmen muss, wird **Oberkirchenrat Michael Grabow** (RB des Kirchenkreises Augsburg) die Festpredigt halten.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Manchmal wird man ja vom realen Leben überholt – nicht immer mag das positiv sein. Diesmal schon!

Im **KORRESPONDENZBLATT** im November hatte Dr. Wolfgang Stegemann an dieser Stelle in Bezug auf die Entlohnung der PfarverwalterInnen dafür plädiert, dass gleiche Arbeit auch gleichen Lohn bedeuten muss. Jürgen Bogenreuther, der zur Gruppe der Pfarverwalter gehört, hatte daraufhin in einem Leserbrief dargelegt, dass alle bisherigen Versuche, die geltende Gesetzeslage zu ändern unbeachtet geblieben sind.

Nun hat die Landessynode im November 2015 eine Änderung des entsprechenden Gesetzes beschlossen. Danach ist es nun seit dem 1. Januar 2016 möglich, dass wir PfarverwalterInnen bereits nach dem Probendienst (und dem erfolgreichen Ablegen eines Kolloquiums) den traditionell ausgebildeten Pfar-

rerInnen gleichgestellt werden – sowohl hinsichtlich der Bezeichnung (wir sind dann also auch „echte“ PfarrerInnen) als auch der Entlohnung.

Wir PfarverwalterInnen wissen, dass die Initiative zu dieser Gesetzesänderung von der Abteilung F im Landeskirchenamt ausgegangen ist und nun obliegt es laso mir, als ebenfalls Betroffene, im Namen der PfarverwalterInnen **Herzlichen Dank** zu sagen an die Abteilung F, den Landeskirchenrat und die Landessynode!

Wir verstehen dies als eine Wertschätzung unserer Arbeit, aber auch als Würdigung unseres theologischen Studiums und der besonderen Voraussetzungen, die wir als Menschen mitbringen, die vor diesem theologischen Studium andere Ausbildungs- und Studienwege und Berufserfahrungen absolviert haben und ins Pfarramt einbringen.

2016 wird vermutlich ein Jahr, mit vielen politischen und gesellschaftlichen

Veränderungen und auch die Kirchen werden davon mehr und mehr betroffen sein.

Als kleine Pfarverwalter-Gruppe innerhalb einer großen Pfarrerschaft wollen wir aber auch Mut machen, dringend notwendige Veränderungen umzusetzen. So würden wir es begrüßen, wenn die Arbeit in den bestehenden Kommissionen zu einem baldigen Ergebnis kommen. Etwa ebenfalls bei der Gleichstellung von PfarrerInnen im Angestelltenverhältnis, um auch ihrer Arbeit die entsprechende Würdigung und Anerkennung zukommen zu lassen. Oder bei der Examensreform (siehe in diesem Heft ab Seite 25!), damit möglichst viele PfarrerInnen weiterhin gern, gut und wohlbehalten in dieser Landeskirche Dienst tun wollen.

*Manuela Noack,
Schriftleiterin*

Diakonie.Kolleg

■ Was sage ich, wenn...?

6. bis 7. April 2016

Ort: Stein

Leitung: Dorothea Eichhorn

Inhalt: Argumentationstraining gegen Stammtischparolen.

Hier erlernen Sie wirkungsvolle Handlungsmöglichkeiten gegen provokante und herausfordernde Parolen im Alltag.

Kosten: Sem.-Gebühr: 180 €, zzgl. Unterker./Verpfl.ca. 110 €

■ Führung leben!

Start: 11. bis 13. April 2016

Ort: Rummelsberg

Leitung: Uta Häberlein, Hardy Kirchner

Inhalt: Führungskräfte-Training in 4 Modulen: Hier trainieren Führungskräfte aller Ebenen und Erfahrung die wichtigsten Elemente der Personalführung und Personalentwicklung und lernen die Wirkung ihres eigenen Führungsstils besser kennen.

Kosten: Sem.-Gebühr für alle 4 Module: 1.740 € zzgl. Unterker./Verpfl. ca. 720 €

Anmeldung: Diakonie.Kolleg Bayern, Telefon: 0911/9354412 oder unter info@diakoniekolleg.de

Bad Alexandersbad

■ Bibel erleben und verstehen

29. August bis 11. September 2016

Ort: Bad Alexandersbad/Israel/Palästina

Leitung: Dr. Peter Hirschberg

Inhalt: In diesem 14-tägigen Kurs wollen wir uns den Weg Jesu anhand der neutestamentlichen Texte vergegenwärtigen. Der Kurs besteht aus zwei Teilen: In Bad Alexandersbad (vier Tage) wollen wir uns mit dem Thema durch

Bibellektüre, Vorträge und Diskussion vertraut machen. In Galiläa und Jerusalem (zehn Tage) soll die Geschichte Jesu auch sinnlich erfahrbar werden.

Infolyer und Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad, Telefon: 09232/99390 oder unter info@ebz-alexandersbad.de

Schwanberg

■ Was ist mein „Ägypten“, wo bleibe ich gefangen?

– Jüdisch-christliches Lehrhaus

3. bis 6. März 2016

Ort: Schwanberg

Leitung: Rabbinerin Bea Wyler, Dr. Thea Vogt

Inhalt: Die großen Feste Pessach und Ostern beginnen jeweils mit dem Auszug aus der „Fremde“. Wir wollen mit den biblischen Texten und Kommentaren lernen und uns zu eigener Freiheit verlocken lassen. Außerdem feiern wir Schabbat und Sonntag und stellen verbündet fest, dass der wöchentliche Feiertag mit den Freiheitsfesten Pessach und Ostern verwandt ist.

Kosten: Kursgebühr: 220 €, Unterkunft/Verpflegung: 197 €

■ Das Feuer der Weisheit – Begegnung zwischen Hinduismus und christlicher Mystik

4. bis 6. März 2016

Ort: Schwanberg

Leitung: Dr. Hans-Joachim Tambour

Inhalt: Die Bibel spricht von Gott als der „Ich bin da“. Er offenbart sich Mose und zeigt sich den Menschen und dann in Jesus von Nazareth. Gott – das ist unser Begriff für das Geheimnis, das jenseits von Namen und Formen ist, wie die Upanishaden des Hinduismus betonen. Wir folgen den Spuren und Impulsen des christlichen Mystikers und Benediktiners Henri Le Saux. Es soll Zeit sein für Reflexion, Impulse, Gespräch, und Meditieren.

Kosten: Kursgebühr: 130 €, Unterkunft/Verpflegung: 142 €

Anmeldung: Geistliches Zentrum Schwanberg, telefon: 09323/32128 oder unter rezeption@schwanberg.de

Hesselberg

■ Landfrauentag „Lebe Dein Leben“

18. Februar 2016, 9.30 bis 15.30 Uhr

Ort: Hesselberghalle, Wassertrüdingen

Leitung: Beatrix Kempe

Inhalt: Der Tag will Mut machen: Zum Leben, aber auch dazu, das eigene Leben selbst zu gestalten und herauszufinden, was es einzigartig macht. Am Vormittag macht Martin Schleske neugierig darauf, was ein Instrument und das Leben eines Menschen gemeinsam haben

können. Die zweite Referentin, Christa Horst, ist überzeugt: Für die Beschäftigung mit dem eigenen Leben ist es nie zu früh – aber auch nie zu spät. „Die Zukunft ist jetzt – worauf warten wir noch?“

■ Slow – Zeitkultur statt Hamster-rad

5. März, 9.30 bis 17.30 h

Ort: Hesselberg

Leitung: Werner Hajek

Inhalt: Die Teilnehmenden werden die wichtigsten Methoden aus dem klassischen Zeit- und Selbstmanagement kennenlernen. Dazu gibt es praxistaugliche Impulse, um nicht noch mehr Aktivitäten in der so gewonnenen Zeit unterzubringen, sondern wirklich in eine echte „Entschleunigung“ einzusteigen.

Anmeldung: EBZ Hesselberg, Telefon: 09854/100 oder unter: info@ebz-hesselberg.de

Mission-EineWelt

■ Predigen in der Einen Welt

Beginn: 9. März 2016, 16 bis 20 Uhr

Ort: Neuendettelsau und Nürnberg

Inhalt: Homiletische Exkursionen: An einzelnen Studienhalbtagen (weiter Tage: 10. Mai, 9. Juni, 22. Juli und ein Termin im Oktober, jeweils 16 bis 20 Uhr) fragen wir: Vor welchen gesellschaftlichen Herausforderungen stehen die Menschen in anderen Ländern? Was bedeutet das für Inhalt und Form der Predigt dort? Ziel ist, sensibel zu werden für die eigene kontextbezogene Predigtarbeit sowie eine neue Sicht zu erhalten auf vielleicht bisher vernachlässigte biblische Themen.

Kosten: 20 € (ermäßigt 15 €); Bei Teilnahme an allen Studienhalbtagen: 80 € (statt 100 €)

Anmeldung und Infos: unter <mailto:info@gottesdienstinstitut.org> oder <http://mission-einewelt.de/events/>

■ It's time for Africa

26. bis 27. Februar 2016

Ort: Neuendettelsau

Leitung: Thomas Wollner, Marlene Gilcher

Inhalt: Das Thema Afrika macht dich an, fasziniert dich, du willst mal hin oder warst mal da. Dann bist du herzlich eingeladen! Es wird Zeit sein, Erlebnisse auszutauschen, sich in ein Thema zu vertiefen und am Beispiel Afrika weltweite Zusammenhänge zu entdecken. Eingeladen sind Jugendliche (ab 15 Jahren) und junge Erwachsene.

Kosten: Tagungskosten 73,35 € (ermäßigt: 36,70 €)

Anmeldung: unter: thomas.wollner@mission-einewelt.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Tagestreffen des Pfarrfrauenbundes

15. März 2016
CVJM-Haus/Nürnberg
Thema:
Menschen Sehnsucht –
Gottes Trost

Ablauf

9.30 Uhr Ankommen, Begrüßung, Wort für den Tag,
Beate Peschke
10 Uhr Bibelgespräch:
Trost aus den Psalmen
Pfr. Dr. Werner Göllner
11.30 Uhr Austausch und
Informationen
Singen mit Gertrud Reber
12 Uhr Mittagspause

14 Uhr „Gastfreundschaft
geben und empfangen“,
Monika Bauer
15.45 Uhr Meditativer
Abschluß
Eva Maria Meinel

Hinweis:
**Jubiläumstagung 100 Jahre
Pfarrfrauenbund
vom
26. bis 29. September 2016
in Neuendettelsau,
MissionEineWelt**

Das **KORRESPONDENZBLATT** ist das Blatt seiner Autorinnen und Autoren. Die Beiträge und Artikel spiegeln die persönliche Meinung der jeweiligen Verfasser wieder. Insbesondere sind die Artikel nicht Meinung des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins oder der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht bei Veröffentlichungen auf Kürzungen und die Veröffentlichung von Leserbriefen vor.

Letzte Meldung

Die ehrlichsten Nachrichten sind doch die, die wir kurz vor dem abschicken wieder löschen!

Anzeige

„Gott neu begegnen“
Aktuelle Texte am Beginn für alle
Sonn- und Feiertage.
Heutige Sprache bevorzugt.

Von Ludwig Haffner (Hrsg.)
Ringbuch A5, 88 Seiten gelocht,
nur € 4.40, mit Ordner € 8.80.

Bezug m. Versand:
Ludwig Haffner
Rathausstr. 34
82008 Unterhaching

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice
zu gewährleisten,
bitten wir alle Mitglieder,
**Adressänderungen sowie
Änderungen Ihres
Dienstverhältnisses**
rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Friedrich-List-Str. 5
86153 Augsburg
Telefon: 0821/56974810,
Fax: 0821/56974811,
Mail: info@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Manuela Noack, Kreuzlach 11b, 91564 Neuendettelsau,
Tel. 09874/5037155, Mail: noack.manuela@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Prof. Dr. Wolfgang Stegemann (Neuendettelsau).
Erscheint 11 Mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Redaktion: Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen bei Artikeln und Beiträgen und auch die Veröffentlichung von Leserbriefen vor.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104,
91541 Rothenburg o.d.T., Tel. 09861/400135, Fax.: 09861/400154.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den
Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,
Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg,
Tel. 0821/56974810, Fax 0821/56974811, Mail: info@pfarrerverein.de.